

Kluge Übereinkunft oder fatales Zugeständnis?

Die Philosophin Véronique Zanetti befasst sich in einer Studie mit den „Spielarten des Kompromisses“

Von Josef Tutsch

Das Wort „Kompromiss“, so klären uns die etymologischen Wörterbücher auf, stammt aus der Rechtssprache im alten Rom. „Compromissum“ hieß so viel wie „Übereinkunft“ in dem Sinne, dass zwei streitende Parteien einander versprochen, die Entscheidung einem Schiedsrichter zu überlassen und dessen Spruch zu akzeptieren. Weil das in der Regel darauf hinauslief, dass keiner der Streitparteien alles bekam, beide sich jedoch die Kosten einer langen Auseinandersetzung ersparten, konnte daraus der heutige Begriff entstehen.

Aber verwirrenderweise hat das zugehörige lateinische Verb „compromittere“, „einander versprechen“, „sich einem Schiedsrichter zu unterwerfen“, in unserer modernen Sprache noch einen anderen Abkömmling: „sich kompromittieren“. Und schon sind wir mitten in einer Frage der privaten und der politischen Moral: Kompromittiert man sich, wenn man – mit oder ohne Schiedsrichter – auf einen Schiedsrichter eines Dritten – darauf verzichtet, seinen Standpunkt voll und ganz durchzusetzen und stattdessen eine Übereinkunft schließt, irgendwo in der Mitte?

Sie sind keine Sache des Wissens und Geschmacks

„Wer moralische Kompromisse schließt oder auch nur duldet, macht sich verdächtig, zu laviert und vom geraden Pfad zielstrebigem Handeln aus begründeter Überzeugung abzuweichen“, stellt die Philosophin Véronique Zanetti von der Universität Bielefeld in ihrem neuen Buch „Spielarten des Kompromisses“ fest. Ein vernachlässigtes Thema der Philosophie: Während weder unser Alltag noch die Politik oder Jurisprudenz ohne Kompromisse auskommen, gelten sie in der ethischen und politischen Reflexion als ein bisschen eklig. Man lässt sich auf eine Lösung ein, die man eigentlich für falsch hält.

Dabei ist der Vorteil von Kompromissen doch von vornherein klar: Sie dienen dem Frieden. Das friedliche Zusammenleben ist ein hohes Gut, es ist wert, dass man dafür auf manches verzichtet, auch wenn man meint, „eigentlich“ auf viel mehr ein Anrecht zu haben. Nun meint die Gegenseite das wahrscheinlich ebenso. Und Recht haben ist das eine, Recht bekommen, etwas anderes. Wenn „beste“ Lösungen im Sinne weder der einen noch der anderen Seite möglich sind, gebietet vielleicht auch die politische Klugheit, sich zu verständigen.

Andererseits – sollte es in der Geschichte, so überlegt Zanetti, tatsächlich einen moralischen Fortschritt gegeben haben, dann verdanken wir ihn doch „Menschen, die sich kompromisslos für eine Sache eingesetzt haben“. Als Beispiel nennt sie die Abschaffung der Sklaverei. Ein Bibelsatz hat dieses Lob der Kompromisslosigkeit dem abendländischen Ethos eingebrannt: „Daher, weil du lau bist, weder heiß noch kalt, will ich dich aus meinem Mund ausspeien.“

Von vornherein klar ist, dass Kompromisse nur in Frage kommen, soweit es um unser Handeln geht. Kompromisse sind „keine Sache des Wissens“, betont Zanetti. Wenn jemand behauptet, 2 mal 2 wäre nicht 4, sondern 5, kann man sich mit ihm nicht auf den „Kompromiss“ 4,5 verständigen. Was jedoch, wie die Erfahrung lehrt, nicht ausschließt, dass man etwa bei Haushaltsverhandlungen auf allen politischen Ebenen doch so tun kann „als ob“.

Kompromisse sind auch „keine Sache des Geschmacks“. Der eine mag lieber Mozart, der andere lieber die Beatles. Soweit es zwischen



Tarifverhandlungen werden oft von Protestaktionen und Warnstreiks begleitet. Gleichwohl sind Tarifverhandlungen der klassische Fall dafür, dass Konflikte regelmäßig zu Kompromissen führen. Foto: Arne Dedert / dpa

diesen Geschmäckern keine Konflikte gibt, stellt sich die Frage nach einem Kompromiss nicht.

Ganz anders steht es allerdings, sobald es etwa um die Verteilung öffentlicher Gelder geht. Dann muss man sich überlegen, ob es vielleicht einen Mittelweg gibt – oder eine dritte Möglichkeit, die beiden Seiten entgegenkommt.

Kompromisse sind erst recht unmöglich, wenn ethische oder religiöse Grundüberzeugungen auf dem Spiel stehen. Zanetti widmet in ihrem Buch viel Raum einer Frage, die vor einem halben Jahrhundert die politische Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland in zwei Lager zerriss: den Streit um das Abtreibungsrecht. Da gab – und gibt es bis heute – einerseits Personen, die überzeugt sind, dass den Ungeborenen ein Recht auf Leben zukommt, andererseits Personen, die ebenso fest überzeugt sind, dass Frauen ein Recht auf Abtreibung haben.

Eine Grundsatzfrage, in der es keine Kompromisse geben kann. Zu der Frage, wie das Rechtssystem damit umgehen soll, konnten Parlament und Verfassungsgericht dagegen sehr wohl einen Kompromiss finden: In den ersten drei Monaten der Schwangerschaft ist ein Abbruch unter bestimmten Umständen nicht strafbar. Die eine Seite musste den staatlichen Strafanspruch zurückfahren, die andere darauf verzichten, ein Recht auf Abtreibung gesetzlich festzuschreiben. Ein Kompromiss, der zweifellos dazu beigetragen hat, dass der Bundesrepublik gewalttätige Auseinandersetzungen, wie sie die USA in dieser Frage immer wieder erschüttern, erspart geblieben sind.

„Agree to disagree“ heißt im Angelsächsischen diese Zweistufigkeit, die den prinzipiellen Dissens festhält und für das Zusammenleben dennoch einen gemeinsamen Weg sucht. Als weiteres Beispiel nennt Zanetti die „Wahrheits- und Versöhnungskommission“, die 1995 in Südafrika eingesetzt wurde, um die Abkehr der Republik von der Apartheid zu gestalten: Statt die politisch motivierten Verbrechen der Jahre zuvor strafrechtlich zu verfolgen, sollten Täter und Opfer in einen versöhnenden Dialog gebracht werden. Dahinter stand nicht zuletzt der Gedanke, dass eine Strafverfolgung womöglich den politischen Übergang gefährdet oder mindestens mit Gewaltausbrüchen

belastet hätte. Ein Fall, kommentiert Zanetti, dass von einem Kompromiss „in der Mitte“ nicht die Rede sein kann: Den Opfern wurde ein Verzicht auf Gerechtigkeit abverlangt, den Tätern bloß ein folgenloses Schuldbekenntnis. Die Unkosten des Kompromisses waren auf der einen Seite also entschieden größer, meint die Autorin.

Auch das gehört zu dem Phänomen des Kompromisses und macht viel von dem Unbehagen aus, das wir bei ihm oft empfinden: Die Moral, als Moral nach strengen Prinzipien, bleibt dabei oft auf der Strecke. Die Frage, wer Recht hat, spielt keine Rolle, wenn es darum geht, sich irgendwo „in der Mitte“ zu treffen.

Kann ein Kompromiss den Ukrainekrieg beenden?

Das Manuskript des Buches wurde im November 2021 abgeschlossen, also ein Vierteljahr, bevor Russland seinen Angriffskrieg gegen die Ukraine eröffnete. Dennoch denkt der Leser bei der Lektüre immer wieder an diesen Krieg: Sind Kompromisse denkbar, um ihn zu beenden? Aber selbst wenn – würde es nicht allen Gerechtigkeitserwägungen widersprechen, dass der Angreifer belohnt wird, indem er wenigstens einen Teil seiner Ziele erreicht?

Das Gegenargument lautet, dass ein Beharren auf Prinzipien zu noch mehr Leid führen muss. Zanetti erinnert an die Verhandlungen zwischen der nigerianischen Regierung und der islamistischen Terrorgruppe Boko Haram 2017. Der Staat zahlte Geld, um entführte Mädchen, die jahrelang als Sklavinnen gehalten wurden, freizukaufen. Eine humanitäre Aktion zweifellos, das Leid der Mädchen wurde beendet – allerdings um den Preis, dass aus dem Staatshaushalt terroristische Aktivitäten finanziert wurden, einschließlich der Motivation, dieses „Geschäftsmodell“ weiterzuführen.

Noch ein Beispiel, an dem sich die Frage nach den Grenzen einer moralischen Vertretbarkeit von Kompromissen stellt. Die Autorin berichtet von einer Ärztin, die in einem Kriegsgebiet arbeitete und immer wieder miterleben musste, dass die Soldaten Frauen vergewaltigten. Irgendwann rang sie sich dazu durch, den Soldaten Kondome zu geben – in der Hoffnung, die vergewaltigten Frauen würden wenigstens

nicht geschwängert oder mit Krankheiten infiziert werden. Das Argument dagegen liegt auf der Hand: Den Tätern könnte vermittelt werden, eine Vergewaltigung mit Kondom sei doch gar nicht so schlimm.

Gibt es Kompromisse, die so unannehmbar sind, dass der Tod vorzuziehen wäre? Der eigene Tod und der von anderen? Eine Frage, die sich rational wahrscheinlich nicht beantworten lässt. Sicher ist, dass Menschen es immer wieder so gesehen haben, sonst wäre keine Diktatur jemals gestürzt worden.

Damit verglichen sind Tarifverhandlungen der „klassische Fall“, dass Konflikte regelmäßig irgendwann zu Kompromissen führen, und geben keine ethischen Probleme auf. Die Kontrahenten stehen moralisch auf derselben Ebene, ihre Positionen lassen sich gleichermaßen nach Geldwert berechnen, man kann sich irgendwo dazwischen treffen. Allerdings mit dem kleinen Haken, dass zu Beginn beiderseits unrealistische Maximalpositionen formuliert werden: Schließlich soll die Mitte, die dann herauskommt, möglichst nahe bei den eigenen Vorstellungen liegen.

Schwieriger wird es, wenn die Positionen sich gegeneinander nicht in Geld aufwiegen lassen. Bei Covid-19, schreibt Zanetti, „lagen auf der einen Waagschale die bürgerlichen Freiheiten und die lebensweltliche Normalität, auf der anderen das Leben besonders gefährdeter Personen und die Leistungsfähigkeit des Gesundheitssystems“. Beim Thema illegale Migration steht das Interesse der Zuwanderer gegen den Anspruch einer politischen Gemeinschaft, bestimmen zu wollen, wer auf ihrem Territorium leben darf und wer nicht. Dabei könnte die Abwägung sehr verschieden ausfallen, je nachdem, ob es für die Ankommenden um Schutz vor Verfolgung geht oder bloß um die Chance auf ein besseres Leben in einer neuen Heimat.

In einer idealen Welt wären Kompromisse überflüssig, sie sind ein Ausdruck der „Nichtidealität“. Und ein Ausdruck der Pluralität von widersprüchlichen Werten und Verpflichtungen. In einem Punkt besteht Zanetti aber doch auf einer „idealen“ Voraussetzung: „Eine unter Gewaltandrohung oder missbräuchlich oder trügerisch erzielte Einigung ist kein Kompromiss“, „die Beteiligten müssen aus freien

Stücken in die Verhandlung eintreten und das erzielte Ergebnis aus freien Stücken befürworten.“

Der Pluralismus hat etwas Kompromisshaftes an sich

Man kann fragen, ob das auch nur im Geringsten realistisch ist. Wenn nach einem Krieg in einem Friedensschluss ein Kompromiss gefunden wird, lässt sich nicht von „freien Stücken“ sprechen, nicht für den Unterlegenen. Bereits bei Tarifverhandlungen sind da Zweifel angebracht: Es sind die begrenzten Geldmittel beiderseits, die Druck ausüben. Ohne solchen Druck käme ein Bemühen um einen Kompromiss gar nicht erst zustande, wie auch Zanetti sehr wohl weiß: „Jedem Eintritt in eine Verhandlung wohnt ein ‚Bedrohungsfaktor‘ inne, wenn man unter ‚Bedrohung‘ die Tatsache versteht, dass der Abbruch der Verhandlung für die Beteiligten mit Kosten verbunden ist.“

Zanetti erinnert daran, dass der demokratische Pluralismus grundsätzlich etwas Kompromisshaftes an sich hat: Mehrheiten bestehen nicht von jeher, sie müssen gebildet werden, können sich umkehren. Das begründet ein Interesse, die jeweilige Minderheit nicht einer Diktatur der Mehrheit unterzuordnen. Auch der andere ist ein moralisches Wesen, vielleicht hat er sogar Recht, wenigstens ein bisschen, so dass es sinnvoll ist, mit ihm einen Kompromiss zu suchen, statt mit dem Kopf durch die Wand zu laufen.

■ Véronique Zanetti: Spielarten des Kompromisses. suhrkamp taschenbuch 2374, Berlin 2022, 287 Seiten, 22 Euro.

Magazin zum Wochenende

Mediengruppe

Straubinger Tagblatt/Landshuter Zeitung

Titelseite/Feuilleton/Literatur/Hochschule/

Geist und Leben:

Prof. Dr. Christoph Bartscherer (Leitung)

Katrin Filler (stv.)

bartscherer.c@landshuter-zeitung.de

filler.k@landshuter-zeitung.de

Familie und Leben/Essen und Trinken:

Patrizia Burgmayer

burgmayer.p@straubinger-tagblatt.de

Medien/Kurzweil:

Philipp Seidel, Katrin Filler

seidel.p@landshuter-zeitung.de

filler.k@landshuter-zeitung.de